

Spielraum ist sozialer Raum : ein Gespräch mit Herman Hertzberger

Autor(en): **Hertzberger, Herman / Bokern, Anneke / Caviezel, Nott**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **93 (2006)**

Heft 1/2: **Spielräume = Tolérances = Tolerances**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1764>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Spielraum ist sozialer Raum

Ein Gespräch mit Herman Hertzberger

Der Sitz der Versicherung Centraal Beheer in Apeldoorn (1968–1972), viele Schulhäuser und andere Bauten von Herman Hertzberger waren mehr als Experimente. Wie ein roter Faden führt der ihm wichtige Begriff des Spielraums durch sein ganzes Lebenswerk. Anneke Bokern, Nott Caviezel und Christoph Wieser haben den bedeutenden Architekten in seinem Büro in Amsterdam besucht und mit ihm über seine Auffassung von Spielräumen gesprochen.



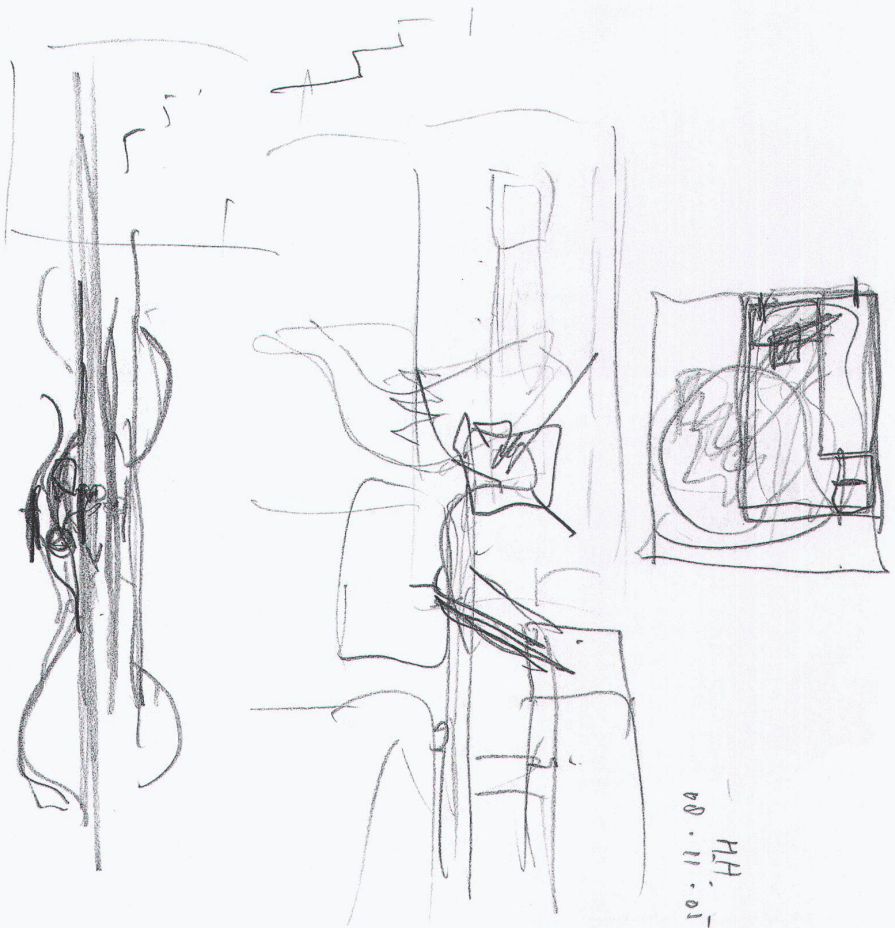
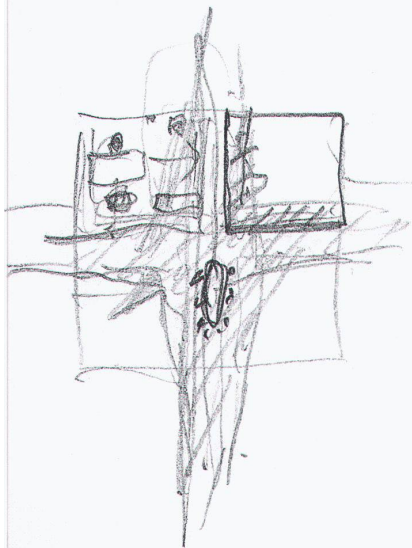
Bild: Cer van Leeuwen

nc Ihre Bauten thematisieren Spielraum auf verschiedenste Weise...

hb Ja, das stimmt. Eigentlich reden Sie über Raum. Wir Architekten benutzen dauernd das Wort Raum, denken dabei aber meistens an Objekte und nicht an Raum. Man betrachtet Räume nur von aussen, als Superskulpturen.

Leider sind unsere Raumprogramme so, dass pro Raum die Quadratmeter festgelegt sind. Die Bau-Manager sagen: «Wir hätten gerne ein schönes Auditorium, einen Empfang, eine Kantine usw.». Dann wird alles addiert und 10 bis 14 % extra für die Konstruktion und die Verkehrsflächen hinzugezählt. Darin ist der Spielraum bereits enthalten. Mehr gibt es nicht. Gerade so viel, dass eine brauchbare Umsetzung des Raumprogramms möglich ist. In Holland ist der Baubetrieb voll und ganz in der Hand der Manager. Für uns ist es deshalb schwierig, aus den engen Vorgaben überhaupt noch etwas herauszuholen.

Wir machen zum Beispiel viele Schulen. Da heisst es dann: Ein Klassenzimmer muss 60 m² gross sein, und die Lehrer haben dafür gekämpft, dass sie 60 m² bekommen. Wir wissen aber, dass nicht der gesamte Unterricht in den Klassenzimmern stattfindet. Was wirklich gebraucht wird, steht fest: Tafel, Tische etc. Die Kinder brauchen aber auch Orte, wo sie selbständig oder in Gruppen arbeiten können. Die sind im Raumprogramm nicht vorgesehen. Deshalb versuchen wir, die 60 auf 57 m² einzudampfen und die Manager davon zu überzeugen, dass der dadurch entstehende Spielraum notwendig ist. Und dass er nicht nur in Form eines geschlossenen Korridors vorhanden sein sollte. Für den Betrieb ist es wichtig, dass die verschiedenen Zonen gegenseitig einsehbar sind. Spielraum muss immer erkämpft werden.



10.11.04
HH

ab Ist Spielraum also prinzipiell etwas, was der Auftraggeber in seinem Raumprogramm nicht vorsieht?

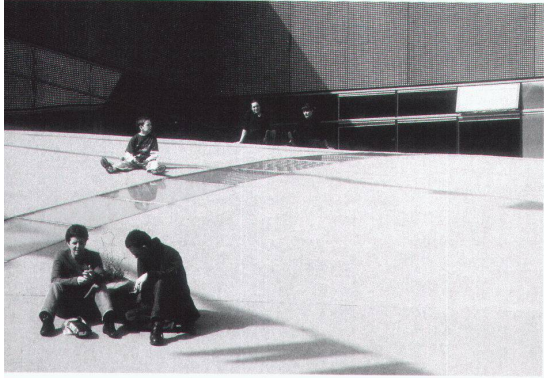
hb Ja. Es kommt eigentlich nicht vor, dass der Auftraggeber Spielraum einkalkuliert. Doch, manchmal. Wir haben eine Schule gebaut in Hoorn (2000–2004). Dort wollte die Bauherrschaft ausser den Klassenzimmern auch Lernplätze, wo die Kinder in Gruppen, mit Computern usw. arbeiten können. Die Klassenzimmer haben deshalb Ziehharmonika-Türen bekommen, um eine räumliche Verbindung zu den Lernplätzen zu schaffen.

Schauen Sie sich das Kulturzentrum CODA (Cultuur Onder Dak Apeldoorn, 1999–2004) an: Dort haben wir versucht, die im Raumprogramm geforderten Funktionen – eine Bibliothek, ein Archiv und ein Museum – offen zu arrangieren, um die Aneinanderreihung abgeschlossener Funktionen zu vermeiden. Dadurch ergaben sich Berührungflächen und «Schnittmengen», oder eben: Spielraum. Bei Centraal Beheer (1968–1972), ebenfalls in Apeldoorn, war es ähnlich: Ein Büro muss eine gewisse Grösse aufweisen. Aber wenn man es offen macht, kann es kleiner sein. Die restliche Fläche ist dann ein nicht völlig definierter Raum, der auch Spielraum ist.

nc Sie sagten vorhin, heutzutage sei kein Spielraum mehr vorgesehen. War das früher anders?

hb Ja, früher war es offener. Da wurde noch nicht alles haarklein definiert, und es gab diese Management-Leute noch nicht. Die versuchen ja auch, sich zu profilieren. Und sie profilieren sich indem sie möglichst billig bauen. Wenn ein Auftraggeber in Holland etwas bauen will, ruft er zuerst ein Managementbüro an. Architekten kosten zuviel Geld, können kein Budget einhalten. Ein Manager bietet Sicherheit. Er reduziert die Bausumme auf das Minimum, sucht dann einen Architekten und sagt zu ihm: «Das Gebäude darf 5 Millionen kosten.» Wenn das dem Architekten zu wenig ist, antwortet er ihm: «Dann suchen wir uns einen anderen Architekten, kein Problem.»

Nehmen wir als Beispiel für unsere Vorgehensweise die Zwillingsbürotürme in Amsterdam-Süd für die Wasser- und Kanalisationsbehörde (1999–2005): Hier auf diesen Blättern sehen Sie, wie wir rechnen. Das hier ist der Anteil, den der Auftraggeber gekauft hat. Hier haben wir genau analysiert, was es für Möglichkeiten gibt, rein rechnerisch Spielraum abzutrennen. Und das ist das, was übrig bleibt. Auf halber Höhe des Gebäudes gibt es einen doppelgeschossigen Versamm-



Bilder: Herman Heitzberger/Noit Cavezel (Gesamtsicht)

Kulturzentrum CODA (Cultuur Onder Dak Apeldoorn), Apeldoorn 1999–2004

lungsraum, eine Kantine und eine Kaffee-Ecke. Diese Raumanteile haben wir alle aus dem Programm herausgequetscht, wie aus einer Zitrone. Als wir das vorschlugen, meinte der Auftraggeber: «Wir haben doch überhaupt keine Veranstaltungen; diese Räume brauchen wir nicht.» Der Auftraggeber denkt immer, dass ein guter Architekt keinen Spielraum möchte, sondern nur macht, was im Programm gefordert ist. Wir jedoch haben den Spielraum einfach zusammengeklaut. Wenn wir das so hinbekommen, dass die Leute in der Verwaltung ein bisschen Bürofläche opfern, weil der Gemeinschaftsraum ein guter Raum wird, haben wir wieder einen Kampf gewonnen.

cw Dann verwenden sie den gewonnenen Spielraum hauptsächlich für kollektiv nutzbare Räume und versuchen so Ereignisse zu provozieren?

hb Ja, aber provozieren muss man sie nicht. Wenn wir eine Schule entwerfen, die aus zwei Abteilungen besteht und noch ein paar Funktionen für die Nachbarschaft, dann sind wir überzeugt, dass es auch Raum für Begegnungen und Aktivitäten geben muss. Es ist doch tragisch, wenn man mehrere Funktionen zusammenbringt aber keinen Raum, in dem sie sich begegnen können. Das Programm ist nie perfekt. Es gibt nur das Notwendigste wieder. Das Nichtrationale, Emotionale und Soziale wird darin nicht beachtet. Das Problem besteht darin, dass für das Unbestimmte kein Geld da ist.

cw Bei Centraal Beheer ist die Struktur sehr kleinteilig, öffnet aber viele Spielräume. Beim Ministerium für Arbeit und Soziales (1979–1990) in Den Haag ist alles etwas grösser dimensioniert.

hb In Centraal Beheer gibt es insgesamt 24 m² pro Person. Das ist wenig. Im Ministerium sind es 32 m². In CB haben die Leute alle einen Teil ihrer Fläche der Gesellschaft abgetreten. Das Verrückte in der Demokratie ist, dass das Kollektive eigentlich immer geopfert wird. Das ist paradox. Jeder schant sich selber so viele Quadratmeter wie möglich zu, fürs Kollektive bleibt nichts übrig. Das kann man auch beim Fernsehen beobachten, nur geht es dort nicht um Quadratmeter, sondern um Zeit. Da bekommen Einzelinteressen viel Zeit, die Kultur aber nicht.

ab Ist Spielraum denn immer kollektiver Raum?

hb Gute Frage. Ich sage: ja. Er ist sozialer Raum, nicht privater Raum. Obwohl: Wenn ein Kind ein Zimmer hat, in dem es schläft und Hausaufgaben macht, dann ist die freie Fläche im Zimmer vielleicht Spielraum. Aber für mich ist Spielraum Raum wo etwas entsteht, was keine einfache Funktion hat. Bei einem Motor ist zum Beispiel alles funktional, es gibt keinen Spielraum – höchstens etwas Spiel, damit nichts klemmt. Spielraum ist, wenn neben determinierten Sachen auch Neues entstehen kann. Kreativität braucht Spielraum. Das heisst nicht, dass ein Künstler ein grosses Zimmer braucht. Dann hat er vielleicht Spielraum

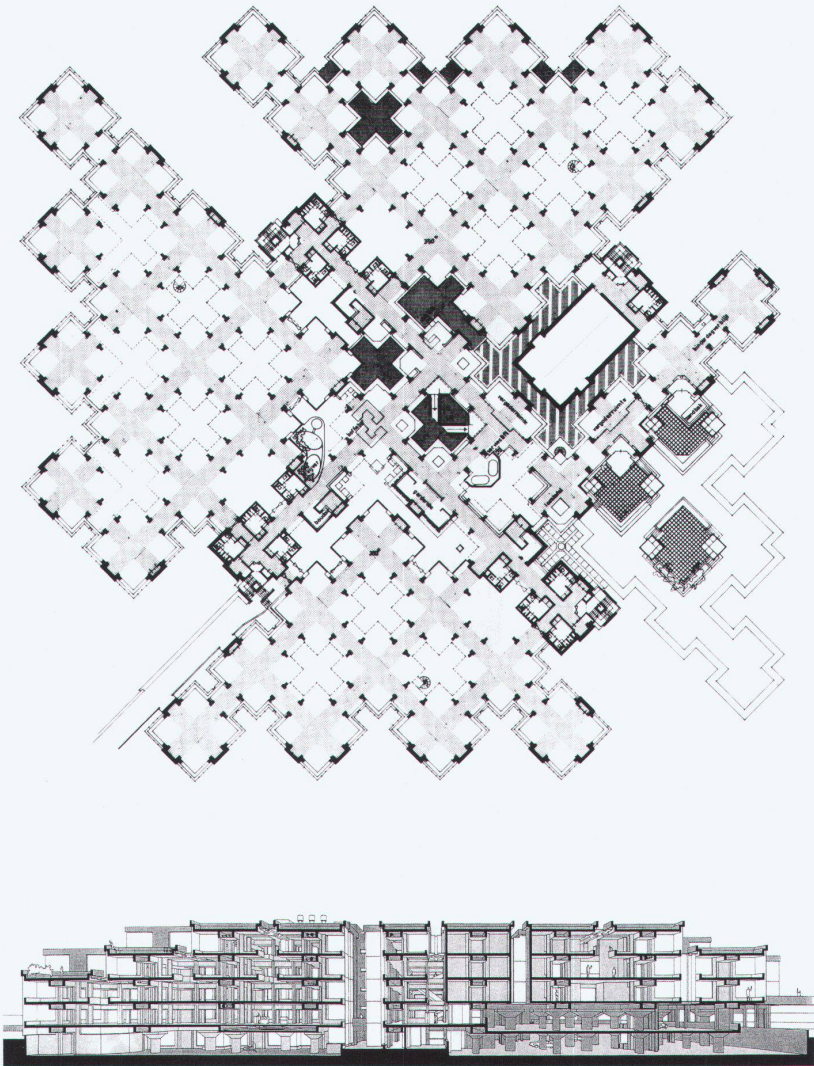


Bild: Willem Diepraam, Pläne: Architectuurstudio Herman Hertzberger

Versicherungsgebäude Centraal Beheer, Apeldoorn 1968-1972



Bild: Herman Hertzberger



Bild: Martin Charles/Architectural Photography

Oben: Apollo-Schulen, Amsterdam 1981–1983. Unten: Schule «Titaan», Hoorn 2000–2004

im Kopf. Aber wenn es um Raum geht, ist alles, was mit Kreativität zu tun hat, Spielraum.

Beim Entwurf von Verkehrsflächen überlegen wir uns: Da kommen sich zwei Leute entgegen und müssen aneinander vorbeigehen können. Aber damit eine spontane Begegnung möglich ist, bei der man nicht nur aneinander vorbeiläuft, braucht man Spielraum. Der Korridor muss etwas breiter sein, damit man einen Kaffee trinken oder seine Agenda zücken kann. Damit sich Wege wirklich kreuzen können, braucht es Spielraum. Bei der Wegführung in einem Gebäude ist es immer gut, wenn man nicht nur Abkürzungen anbietet, sondern auch Orte für Begegnungen.

nc Das ist ja mehr als nur eine architektonische Angelegenheit. Dahinter steckt eine Haltung.

hb Unbedingt! Manche Architekten haben sie nicht. Das ist ihre Sache, aber ich habe diese Haltung. Ich denke, dass ein Gebäude wie eine Stadt sein sollte. Eine Stadt, in der die Wege sich kreuzen und man Möglichkeiten hat, einander zu begegnen.

Ich habe Schulen gemacht, da gibt es in der Mitte ein Amphitheater. Ach, darüber könnte ich Stunden und Tage sprechen, weil das mein zentrales Thema ist... Ich habe immer versucht, das Korridorartige zu

vermeiden und die Wege eher strassenartig zu gestalten. Das hat mit Artikulation und mit Orten zu tun. Es müssen die Bedingungen geschaffen werden, damit nicht-programmierte Dinge stattfinden können.

ab Spielraum ist dann aber auch nur Spielraum, wenn er benutzt wird. Wenn er nicht benutzt wird, ist er funktionsloser Raum, oder?

hb Ja, wir versuchen natürlich ein Gebäude so zu organisieren, dass der Spielraum genutzt wird.

ab Ich denke konkret an das nicht mehr betretbare Dach vom CODA.

hb Das liegt daran, dass es beschädigt wurde. Vielleicht kann man im Sommer wieder drauf. Im letzten Sommer sassen die Leute dort, da gab es auch Theater Vorstellungen. Wenn das nicht geht, weil die Leute zu viel kaputt machen, was soll ich dann tun? Nur noch Bunker bauen? Ich gehe aber auch davon aus, dass es normal denkende Menschen gibt. Die Gesellschaft kann ich natürlich nicht verändern oder die Leute zwingen, sich gut zu benehmen. Pessimistisch bin ich deshalb nicht. Ich wollte als Architekt einfach zeigen, was möglich ist. Beim CODA läuft aber effektiv nicht alles, wie wir es wollten.

cw Ich möchte noch ein anderes Thema anschneiden: Ihre neueren Bauten sind viel grosszügiger dimensioniert, weisen weniger Nischen auf und sind städtebaulicher gedacht als früher. Das Kleinteilige trat zugunsten der grossen Geste zurück. Woher kommt das?

hb Früher wurde mir der Vorwurf gemacht, dass ich mich immer mit kleinen Sachen und nie mit grossen Gesten beschäftigt habe. Jetzt versuche ich, ein besseres Gleichgewicht zu erreichen. Kürzlich habe ich mir Fotos von den Apollo-Schulen in Amsterdam (1981–1983) angesehen und dachte: Wie weit sind wir doch damals in der Detaillierung gegangen! Das sollten wir eigentlich wieder tun. Aber zusammen mit den grossen Gesten.

Beim Ministerium in Den Haag haben wir die Gebäudeabwicklung so gross wie möglich gemacht, weil alle Leute einen Fensterplatz haben wollten. Was übrig blieb war ein grosser Kollektivraum in der Mitte mit viel Glas. Den habe ich damals geknickt gestaltet, weil ich Angst hatte vor einer langen Geraden. Heute würde ich mich nicht mehr davor fürchten, weil ich damit ein Gleichgewicht zwischen dem Kleinteiligen



Bild: Herman van Doorn

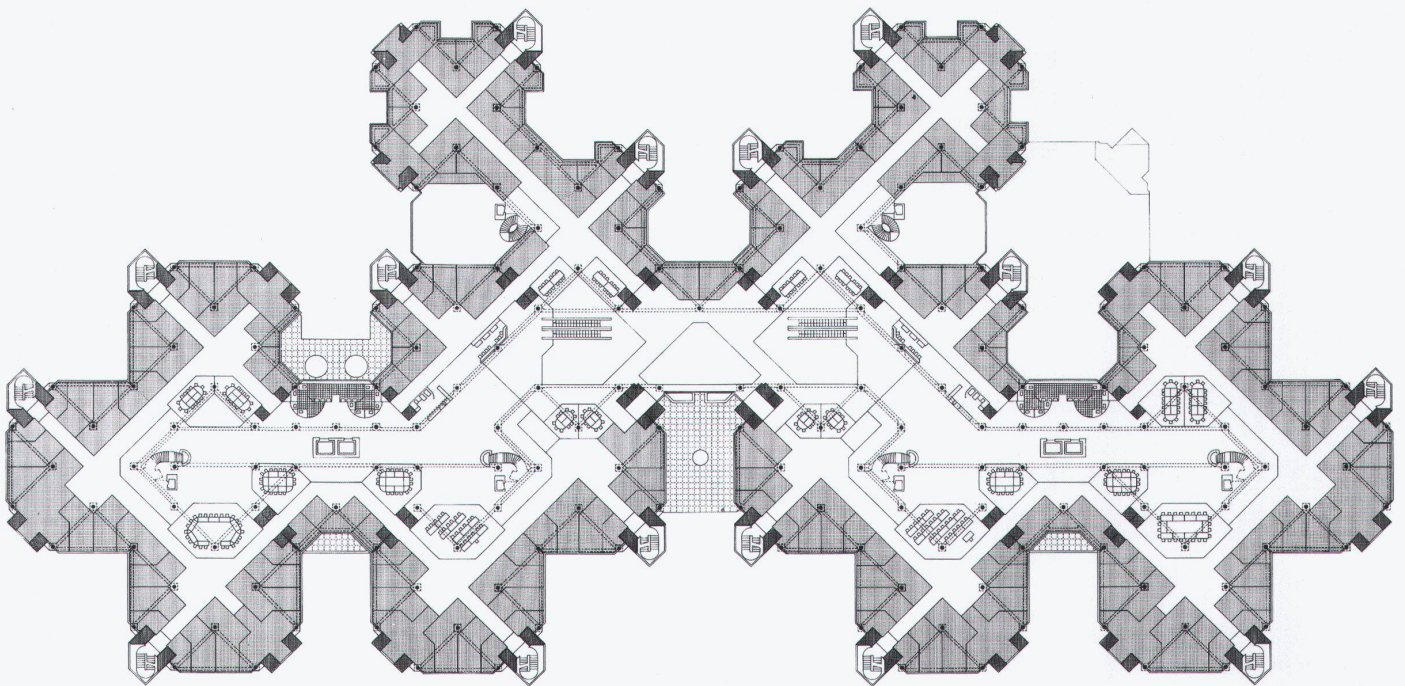
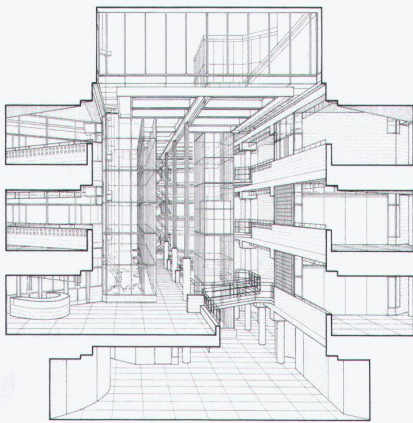


Bild: Christoph Wieser



Bild: Hendriksen-Valk, Pläne: Architectuurstudio Herman Hertzbeiger

Ministerium für Arbeit und Soziales, Den Haag 1979-1990



und der Gesamtform hätte erreichen können. Mein Blick hat sich diesbezüglich etwas geweitet. Wie in der Fotografie mit Weitwinkel und Teleobjektiv sollte man beides zur Verfügung haben, das Kleinmassstäbliche mit dem Grossmassstäblichen verbinden. Damit bin ich noch immer beschäftigt.

Der Wandel hat auch mit dem Zeitgeist zu tun. Viele Leute fragen, warum ich keine Betonblocksteine mehr verwende, wie beispielsweise bei den Apollo-Schulen. Die Antwort ist einfach: Es gibt sie nicht mehr. Es gibt jetzt andere Materialien, und ich lasse mich auch gerne zwingen, sie zu benutzen.

cw Sie machen starke, bestimmende Strukturen...

hb Das versuche ich, aber es gelingt nicht immer. Ich mache am liebsten eine starke, determinierende Betonstruktur und eine temporäre Einfüllung. Aber klare Strukturen benötigen oft zuviel Material. Die Aussenwände und Böden sind heute dicker, aber netto hat das Zimmer letztlich nicht mehr Quadratmeter. Dafür gibt es eine neue Glastechnologie, man bekommt tolle Isolierverglasungen. Das gab es früher nicht. Man darf sie aber nicht in kleine Stücke schneiden, sondern muss sie im grossen Massstab belassen.

cw Die Materialisierung ihrer Bauten ist sehr einheitlich. Eigentlich könnte sie doch viel abwechslungsreicher sein, die Strukturen sind so kräftig.

hb Das versuche ich zu erreichen. Ich will jetzt nicht pessimistisch wirken, aber die heutige Baupraxis macht das zunichte. Der Architekt darf nur eine simple Stahlstruktur machen. Und dann kommen die Innenarchitekten, bekommen genauso viel Geld wie der Architekt und machen schöne Oberflächen, die nur fünf Jahre halten. Ich habe immer versucht, eine zeitlose Struktur zu machen, der man temporäre Elemente hinzufügen kann. Das ist ein städtebauliches Prinzip: Strassen und Plätze sind zeitlos, Gebäude verändern sich.

nc Wir haben vorhin vom Spielraum als sozialem Raum gesprochen. Spielraum impliziert ja auch Toleranz. Entwerfen Sie bis zu einem gewissen Grad und überlassen den Leuten den Rest als Spielraum?

hb Bei den Experimentierhäusern «Diagoon» in Delft Buitenhof (1967–1970) habe ich das so gehalten. Da habe ich einen Raum gemacht, und den Innenausbau den Bewohnern überlassen. Das ist auch

ein Trend im heutigen Wohnungsbau, dass man grosse Räume ohne Zimmereinteilung anbietet. In Holland haben wir ja eine starke soziale Wohnbautradition, die sehr deterministisch war. Für Generationen von Bewohnern war festgelegt, wo sie ihre Erbsen essen sollten. Das ist unglaublich. Jetzt macht man alles viel grosszügiger, offener. Das hat natürlich auch damit zu tun, dass reiche Leute zu zweit in eine Wohnung ziehen und keine Kinderzimmer brauchen. Meine Diagoonwohnungen waren recht klein. So etwas ist jetzt Geschichte. Wer Geld für eine eigene Wohnung hat, kauft sich etwas Grösseres.

cw Wurden die Spielräume in den Diagoon-Bauten denn auch genutzt?

hb Ja, sie wurden sehr gut genutzt. Ich habe die Häuser letzthin wieder besucht. Es ist immer interessant zu sehen, was mit der Zeit aus früheren Projekten geworden ist. Auf den Dächern wurden Gewächshäuser gebaut und später wieder entfernt. Man muss immer Fotos machen, um die einzelnen Zustände festzuhalten.

In Almere (1998–2002) haben wir Reihenhäuser gebaut, die den Bewohnern auf ähnliche Weise Spielraum anbieten: eine sehr kompakte Wohnung und daneben einen offenen Bereich mit einem Gewächshaus. Bisher habe ich noch nicht gesehen, was daraus geworden ist, das Konzept muss sich noch bewähren.

nc Die Spielraum-Idee setzt ja auch eine gewisse Grosszügigkeit ihrerseits voraus. Sie müssen die Architektur an einem bestimmten Zeitpunkt entlassen und sagen: «Jetzt macht mal». Macht Ihnen dies Mühe?

hb Nein. Ich bin kein Architekt, der alles bestimmt. Ich stelle meine Gebäude zur Verfügung. Natürlich finde ich es schade, wenn Räume verbaut werden. Ich habe letzthin Fotos von einer Schule gesehen, die total verunstaltet worden ist. Das ist schade, aber es ist das Leben. Die Leute sind glücklich mit dem Gebäude, die Schüler fühlen sich zu Hause.

Ich habe etwa vor vier Jahren einmal in einer Ausgabe von *werk, bauen + wohnen* eine Schule in Paspels gesehen, die völlig minimalistisch war. Sehr schöne Betonwände. Ich dachte: Wie das wohl nach ein paar Jahren aussehen wird? Vielleicht sind die Schweizer einfach so gehorsam, dass sie das Gebäude nicht antasten. Aber das ist doch Blödsinn. Das hat doch nichts mit dem Leben zu tun. Vor allem bei Schulen! Also: Ich

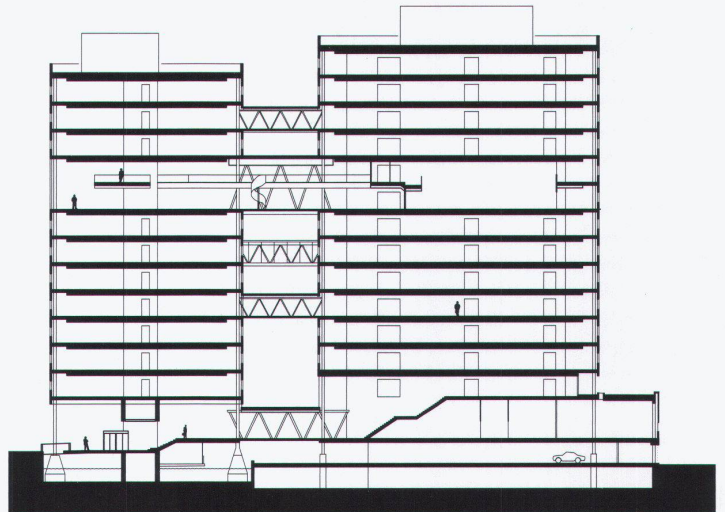
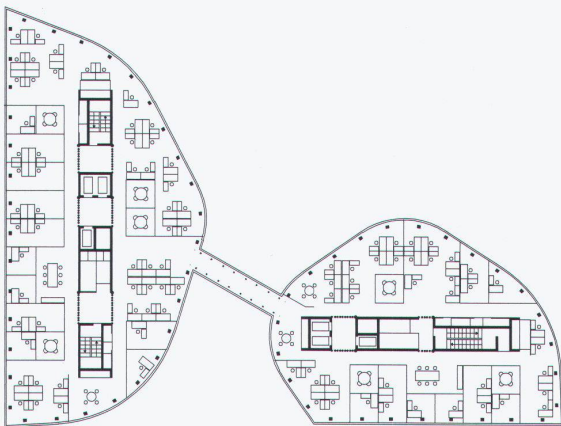
Bild: Duccio Malagamba

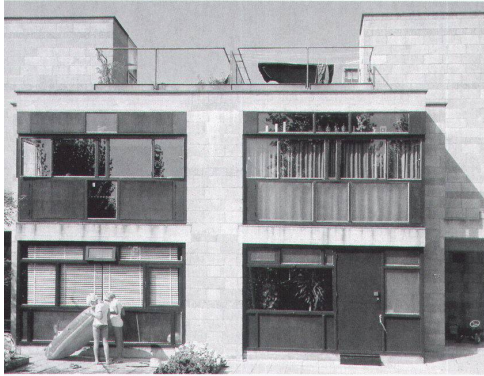


Bilder: Duccio Malagamba (links), Christoph Wieser (rechts), Pläne: Architekturstudio Herman Herzberger



Bürogebäude DWR für die Wasser- und Kanalisationsbehörde, Amsterdam 1999–2005





Bilder: Herman Hertzberger

Links: Experimentierhäuser «Diagoon», Delft 1967–1970. Rechts: Wachsende Häuser, Almere 1998–2002

bin nicht unglücklich, wenn meine Gebäude verändert werden. Nur, wenn sie verbaut werden und der Spielraum weg ist. Man muss ja auch für den nächsten Nutzer Spielraum lassen.

nc Es gibt ja auch Spielräume in der Ausführung. Da kommen Materialien zusammen, man deckt etwas ab oder benutzt andere Materialien als ursprünglich vorgesehen waren. Planen Sie alles bis ins kleinste Detail oder lassen sie da auch Spielraum?

hb Das sind zwei paar Schuhe. Wenn es um Professionalität geht, muss es stimmen. Aber es muss nicht hermetisch sein. Die Schweizer machen gerne hermetische Gebäude. In Holland gab es aber zum Beispiel Rietveld, der gerne offene Ecken machte. Diesbezüglich und in anderen Dingen hat mich Rietveld immer wieder inspiriert. So habe ich bei den Zwillingstürmen die Fenster des kollektiven Raumes etwas um die Ecke gezogen, damit er sich deutlicher abzeichnet. Übrigens haben die an- und abschwellenden Fensterhöhen in den Bürogeschossen mit der unterschiedlichen Raumtiefe zu tun. Und dort wo der Glasanteil am grössten ist, sieht man die dahinterliegende, durchgehende Stützenstruktur am besten. Im Detail muss ausgedrückt werden, was das grosse Ganze ausmacht.

nc Und dieses ist, wie wir gesehen haben, geprägt von einer beeindruckenden Präsenz von Spielraum unterschiedlichster Art. – Wir danken Ihnen für das Gespräch. ■

Marge de manoeuvre et espace social *Un entretien avec Herman Hertzberger* La notion de marge de manoeuvre nous guide comme un fil rouge à travers l'œuvre de l'architecte néerlandais Herman Hertzberger. Au cours d'un entretien, il nous a parlé de ce thème:

Parce qu'aujourd'hui les programmes spatiaux ne prévoient plus de marge de manoeuvre, nous essayons de presser le programme spatial comme un citron et de gagner, partout où cela est possible, des pourcents d'espace qui nous donnerons une marge de manoeuvre. Aujourd'hui, une marge de manoeuvre est toujours le fruit d'une lutte.

Lors de la construction du centre culturel CODA à Apeldoorn (1999–2004), nous avons arrangé les fonctions qui étaient demandées de manière ouverte les unes par rapport aux autres. Nous avons ainsi obtenu des surfaces de contact, ou justement une marge de manoeuvre. Dans le Centraal Beheer à Apeldoorn (1968–1972), la démarche était similaire; des bureaux en soi petits furent complétés par des espaces ouverts et non définis qui offraient une marge de manoeuvre. Dans les deux tours de bureaux à Amsterdam Sud (1999–2005), nous pûmes offrir, à mi-hauteur du bâtiment, un espace de double hauteur à usage multiple grâce à des portions d'espace que nous avons «volées». En effet, il doit toujours y avoir des espaces de rencontre et des espaces pour des activités non définies. La marge de manoeuvre va au bénéfice d'espaces utilisés de manière collective et favorisant la vie sociale. La plupart du temps, les aspects irrationnels, émotionnels et sociaux ne sont pas pris en compte dans les programmes spatiaux.

Un bâtiment devrait être comme une ville que l'on articule de manière à ce que les chemins se croisent. Je ne peux pas changer la société, mais je peux lui offrir des marges de manœuvre. Auparavant, je travaillais à une échelle plutôt restreinte, par exemple dans le Centraal Beheer ou dans les écoles Apollo à Amsterdam (1981–1983). Aujourd'hui, les gestes à grande échelle m'intéressent de plus en plus. Dans le ministère à La Haye (1979–1990), nous avons conçu le grand espace intérieur comme une forme brisée parce qu'une longue ligne droite m'effrayait. Actuellement, je privilégierais cette solution car je pourrais ainsi obtenir un équilibre entre les partitions à petite échelle et la forme d'ensemble.

Je privilégie une structure forte, déterminante en béton et des remplissages temporaires. C'est un principe urbanistique: les rues et les places sont atemporelles, les bâtiments changent. C'est la raison pour laquelle j'ai conçu des bâtiments dans lesquels j'ai laissé aux occupants le soin de définir les aménagements intérieurs, par exemple dans les maisons «Diagoon» à Delft (1967–1970). Dans un projet pour des maisons en bande à Almere (1998–2002), j'ai procédé de manière analogue. Je ne suis pas un architecte qui définit tout. Je mets mes bâtiments à disposition et les «congédie». Je ne suis pas malheureux des transformations ultérieures aussi longtemps que l'on conserve aux bâtiments leur marge de manœuvre. Voilà pourquoi je planifie de manière professionnelle et précise, puisque c'est dans le détail que s'exprime le tout. ■

Leeway is Social Space *A conversation with Herman Hertzberger* The concept of tolerances runs like an unbroken thread through the lifework of the Dutch architect Herman Hertzberger. He expressed his opinions on this theme during a conversation:

Since today's programmes no longer envisage any scope, we try to squeeze out the room programme like a lemon and, wherever possible, gain a percentage of leeway space. In our day and age, such tolerance has to be fought for.

In the case of the CODA cultural centre in Apeldoorn (1999–2004), we arranged the stipulated functions in open combinations with one another. This produced tangential surfaces – or areas of tolerance. There was a similar situation in the case of the Centraal Beheer in Apeldoorn (1968–1972), where the small offices were offset by open and undefined spaces. We were able to give the two office towers in Amsterdam-Süd (1999–2005) a double-storey space for different functions created by "stolen" spaces halfway up the building. There had to be space for encounters and undefined activities. The tolerances achieved took the form of social and collectively used space. Irrational, emotional and social aspects are frequently ignored in room programmes.

A building should be like a city, articulated in such a way that paths cross and facilitate encounters. I cannot change our society, but I can offer it leeway space that will, hopefully, be made good use of. I used to design in a quite finely fractionated mode, for example in the Centraal Beheer or the Apollo schools in Amsterdam (1981–1983). Nowadays, I am more interested in expansive gestures. In the case of the ministry in The Hague (1979–1990), we designed the large central interior as a folded or creased form because I was wary of the effect of a long straight line. I incline towards to this solution because it enables me to achieve a balance between the finely fractionated parts and the overall form.

Most of all, I like making strong, determinate concrete structures with temporary infills. This is an urban planning principle: roads and squares are timeless, but buildings change. That is why I have designed some buildings that leave the interior to the inhabitants, for example in the "Diagoon" houses in Delft (1967–1970). The procedure was similar in the row house project in Almere (1998–2002). I am not the sort of architect who determines everything. I make my buildings available and dismiss them. I am not unhappy about later alterations, just as long as the buildings are permitted to retain their tolerance. ■